

## §. 20.

## Charakter der Sprachen.

## Einleitung des Herausgebers.

Dieser Paragraph knüpft, wie schon in der Einl. zu §. 19 ausgesprochen ist, nicht an das Ende von §. 19, sondern an dessen erstes Stück an. Er sollte aber hinter §. 21 stehen. Denn die zweite Periode der Sprachentwicklung (184, 22) bietet der Betrachtung zwei Seiten dar: erstens die Entwicklung des Baues selbst, die Aenderung der Sprachformen innerhalb des ursprünglichen Principis, vielleicht auch dieses überschreitend, es erweiternd, zweitens die Anwendung der Sprache in der geistigen Entwicklung überhaupt, ihr Leben in der Litteratur. Während nun §. 21 jene erstere Seite betrachtet, ist die letztere Gegenstand unseres Paragraphen, was gegen die natürliche Ordnung ist.

Jene beiden Seiten sind schon 36, 13—37, 2 angedeutet, und zwar schon in der notwendigen Beschränkung; denn tatsächlich verlaufen sie nicht getrennt nach einander; sondern es ist nur ein Mehr und ein Weniger, ein Vorwiegen und Zurücktreten der einen oder der andren Seite in der ersten und in der zweiten Periode, wie hier ebenfalls ausgesprochen wird 192, 1—25.

So unterscheidet also H. den Bau der Sprache und den Charakter derselben, was nicht hindern kann, dass der Charakter, obwohl sich mehr in der Anwendung der Sprache kund gebend, doch auch schon in dem Bau sich ausspricht, sodass Sprachen mit ganz nahe verwantem Bau sich doch durch den Charakter unterscheiden, der selbst die Verschiedenheiten der verwanten Sprach-Organismen bedingt (192, 25—193, 24). Nur uns, dem Forscher, ist der Charakter leichter erfassbar und erkennbar in den Litteraturen, oder vielmehr in Sprachen, die auch eine Litteratur haben, sodass wir ihn an dieser und an dem Bau studiren können.

Hierauf (194, 3—15) folgt in kurzen Strichen eine meisterhafte Zeichnung des Sprachgeistes in der vorhistorischen Periode in Bezug auf Sprache und Litteratur, eines Zustandes, der die spätere Zeit vorbereitet, in der endlich auch Grammatiker auftreten. Auch der Perioden der Ermattung wird gedacht (195, 8—20). Dann aber kommt H. zu dem Problem, wie die Sprache, trotz des ihr eigentümlichen Charakters, im Gebrauche jedes Einzelnen auch den individuellen Charakter desselben ausdrücken kann (195, 21—198, 2). Daraus wird, um dies beiläufig zu bemerken, auch erklärlich, wie die Sprache mit ihren nur allgemeinen Ausdrücken auch das Concrete darstellen kann. Diese beiden Probleme, von der Individualität und Allgemeinheit der Sprache, hatte Schiller bemerkt und zusammengefasst (vgl. meine Gedächtnisrede auf H. 1867. S. 11 f.

Dies führt H., aber lediglich durch psychologische Association, weiter auf den Zusammenhang der Sprachen und Nationen (198, 3—200, 4), ein Stück,

das in §. 9 gehört hätte. Dann kehrt er zur Bestimmung des Charakters zurück.

In der Tat, wir wissen ja bis jetzt nur, dass er etwas andres ist als die Form des Sprachbaues, dass er zwar auch in dem Baue selbst liegt, besonders aber erst in der Litteratur sich entwickelt und klar hervortritt; aber was ist er? Die Antwort, die H. gibt (200, 8. 9), er bestehe *in der Art der Verbindung des Gedankens mit den Lauten*, scheint so verstanden werden zu müssen, dass hier unter *Lauten* dasjenige gemeint wird, woran die Form der Sprache schon vollzogen ist, welche sowohl in ihrer Lautform an sich als auch in ihrer innern Form ausgeprägt ist, kurz: die Sprache in ihrem bestimmten Bau. Also der Charakter läge dann in der Art der Verbindung des Gedankens mit der Sprache als einem Erzeugnis selbst schon des Geistes mit geistigem Gehalt. Gerade so definirt Böckh in seiner Encyclopädie der Philologie (S. 615) das Object der Litteraturgeschichte. Dass H. hier unter Lauten eben die Sprache als geistiges Wesen denkt, scheint sogar das Folgende (Z. 13—20) zu beweisen. Und dennoch dürfte dies nur Schein sein. Laute sind nur Laute und H. hätte sich nicht so ausgedrückt, wenn er die Sprache gemeint hätte. Was ihn also zu jener Definition veranlasste, war dies, dass ja auch der Bau an sich eine Verbindung des Lautes mit dem Gedanken ist; und darum liegt auch in ihm der Charakter. Dieser, insofern er fixirt wird, wirkt ja sogar zur vollen Herstellung der Form mit (200, 20), und so lässt sich auch bei litteraturlosen Völkern in der Sprache selbst, also in der Form des Baues, ihr Charakter studiren — wenn auch nur unvollkommen. Nur wo Litteratur besteht, ist ein zusammenhängendes Bild des Nationalcharakters aus der Sprache zu gewinnen.

Dies veranlasst H., der Philologie zu gedenken. Der Umstand, dass diese Stelle erst nachträglich eingeschoben ist, mag den undeutlichen Ausdruck von 202, 7—9 verschuldet haben. Indessen aus dem Zusammenhange wird folgendes als H.s Ansicht klar. Es gibt zwei Arten, *Gattungen* (202, 2) der Sprachforschung: die eine strebt nach *Zergliederung der Sprache*, sucht *ihren Zusammenhang mit verwandten* auf, ihr Object ist der Bau der Sprache (das. 12—14); die andere Gattung sucht den Charakter der Sprache auf, was nicht möglich ist ohne philologische Bearbeitung der schriftlichen Denkmäler in dieser Sprache, wie hinwiederum die Philologie, indem sie ihre einzelnen Beobachtungen anstellt über das, was in der Sprache der Denkmäler dem *Individuum, dem Zeitalter, der Localität* (203, 4. 5) und, füge ich nachträglich hinzu, der litterarischen Gattung, angehört, immer von dem *Eindruck eines Ganzen begleitet* (das. 7. 8) sein muss. Denn *auch bei dem Philologen ist das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt* (202, 7. 8). Weder könnte er den Charakter der Sprache eines schriftlichen Denkmals erkennen, ohne ein *zusammenhängendes Bild* (201, 21 f.) vom Charakter der *allgemeinen* (203, 6) National-Sprache zu besitzen, noch auch dürfte er, da er die litterarischen Denkmäler *zu zuverlässiger Kenntniß des Alterthums benutzen* soll (202, 11) die Kenntnis der Sprache an sich von seinen Bestrebungen ausschließen. So mögen immerhin die Erforschung des Baues der Sprache und die philologische Betrachtung der Sprache oder die

Erforschung ihres Charakters *sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums sein, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen*: immer müssen beide *eng mit einander verbunden bleiben* (12. 15), und keine darf sich von der andren ablösen.

Dies ist unzweifelhaft H.s Meinung, und was den Ausdruck unklar gemacht hat, mag teils in der gelegentlichen Herbeiziehung dieses Punktes liegen, teils aber darin, dass in H.s Worten scheinbar nur von zwei Richtungen die Rede ist, während es sich in der Tat in seinem Geiste um drei handelt: erstens um philologische Interpretation und Kritik der Denkmäler, zweitens um Erforschung des Charakters der Sprache und drittens ihres Baues. Die beiden ersten Punkte sind ihm zusammengefallen. So beweist gerade die Unklarheit seines Ausdrucks, wie sehr ihm die Erforschung des Charakters der Sprache Sache der Philologie schien, und wie eng mit einander nicht nur diese und die Zergliederung des Sprachbaues, sondern auch beide (nicht nur erstere, sondern auch letztere), mit der philologischen Bearbeitung der Sprachdenkmäler zusammenzuhängen schienen.

Und hiernach kann es auch nicht zweifelhaft sein, dass in H.s Sinne, wer das Sanskrit oder Chinesische, oder Französische und Deutsche nur nach der Richtung hin untersucht, wie der Bau dieser Sprachen beschaffen ist, mit welchen andren sie verwandt sind, welche Wandlungen ihr Bau im Laufe der Zeit erfahren hat, Linguist heißen muss; wer aber die sanskritischen alten und jungen Denkmäler kritisch, überhaupt philologisch, namentlich auch litterar-historisch betrachtet, wer den Sprachgebrauch Wolfram's von Eschenbach oder Goethe's untersucht, die Geschichte des französischen Epos oder Dramas vielleicht bis in unsere Zeit verfolgt, ein Philologe heißen muss. Von unwissenschaftlicher Vertrautheit mit Sprachen ist hier gar keine Rede.

Verfolgen wir nach diesem Excurs H. weiter (203, 10). Alles, sagt er, was den Geist berührt, hat auch auf die Sprache Einfluss, wenn es sich auch im Einzelnen nicht nachweisen lässt. Dies aber führt H. erst zu der eigentlichen Tiefe dieser Frage vom Charakter. Wir wissen ja bis jetzt immer nur erst, wo wir ihn zu suchen haben: in dem Bau der Sprache an sich und in der Litteratur; und wo er seine Geburtsstätte hat: in der Verbindung der Sprache, ja sogar des Lautes mit dem Gedanken. Immer aber ist die Frage noch nicht beantwortet: was ist der Charakter der Sprache? Um hier H. aufzuklären, müssen wir weiter ausholen.

Die Sprache hat eine Form, hat also eine Gestalt, und ist (ästhetisch ausgedrückt) eine Figur. So können wir sie überhaupt nach Analogie ästhetischer Betrachtungsweise und gewissermaßen als ein nationales Kunstwerk ansehen. Dies hat H. selbst ausgesprochen (Einl. zu §. 13a. S. 369.) Die Form haben wir in der Einl. zur Abh. über die Geschichtschreibung kennen gelernt. Was dort von derselben gesagt ist, passt alles auch auf die Sprache. Durch die Form hat die Sprache, als Kunstwerk, Einheit, ist sie ein Ganzes, zwar nicht vor der Anschauung, aber vor dem Gedanken oder vor dem Verstande (Einl. Ueb. Gesch. 109). Weil sie eine Form hat, hat sie auch Formen (das.) d. h. kleinere und kleinste Teile mit eigener Begränzung (Satz- und Wortformen, Sylben und Laute). Fragen wir, was als Stoff für die Form der

Sprache gelte, so ist die Antwort: entweder die Sprache, oder das Lautvermögen und das Denken (das. 108., Einl. zu §. 8. S. 258). — Ferner: der Zusammenhang der Teile oder die Form wird durch das Gesetz bedingt (das. 109). Hier muss ich etwas, was ich dort schwankend gelassen habe, weil H. es so gelassen hat, nachholen.

H. hat die Differenz zwischen Wissenschaft und Kunst wohl gelegentlich erwähnt, aber niemals sorgfältig und allseitig erwogen. Nach seiner Betrachtungsweise und seiner Neigung überwog ihm die Verwandtschaft und Gleichheit beider so sehr ihre Verschiedenheit, dass diese vor seinem Blicke verschwand. So erwähnt er in der Schrift über Herrn. u. Dor. wohl öfter, dass die Einheit der Begriffe eine andere sei, als die des Kunstwerks; aber er legt die Verschiedenheit nicht dar. Dies führt nun natürlich zu weitern Unbestimmtheiten, wie sogleich bei Beginn der Untersuchung in jener Schrift (S. 19), wo die Kunst definirt wird, hervortritt: *Die Kunst ist die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen*. Nirgends aber sagt H., welche *Gesetze* er meine. Sind es die Gesetze der Phantasie? oder des Objects? Die mehrfach wiederholte Behauptung der Einheit oder Uebereinstimmung unsres Geistes mit der Natur und der Geschichte kann hier um so weniger ausreichen, als eben auch die Gesetze des Verstandes andre sind als die der Phantasie. Darum sind die Gesetze der Form des Geschichtschreibers und Naturforschers ganz andere, als die des epischen Dichters und Künstlers; jener arbeitet nicht nur in einem andren Material, sondern in einer andren Sphäre. Die Phantasie des Dichters soll ihr Object in das Reich der Idealität erheben, dabei doch concret und objectiv bleiben; der wissenschaftliche Forscher soll die Wirklichkeit in ihrer eignen Sphäre lassen, dabei doch sich ideal verhalten, aber abstract. Der Künstler zeigt die Dinge, wie sie nirgends sind; der Forscher zeigt sie, wie sie überall sind; gerade darum zeigt jener ein volles anschauliches Ding, dieser nur das abstracte Wesen desselben.

Es fasst sich der ganze Unterschied zwischen Künstler und Forscher zusammen in dem völlig verschiednen Sinn der Nothwendigkeit, die beide geben sollen. Jener stellt das Nothwendige in dem Möglichen dar (Einl. Ueb. Gesch. S. 111), dieser im Wirklichen. Daher bietet jener nur Form, reine Form; dieser nur Wesen, reines Wesen; und jene Form ist gerade so abstract, wie dieses Wesen concret.

So sind denn endlich auch die Gesetze verschieden: dort Gesetze der Form, welche ebensowohl dem Object wie der Phantasie gehören, den Zusammenhang der Teile der Gestalt bestimmend, den Zusammenhang von Linien, Flächen; hier Gesetze des Wesens, dem Verstand wie dem Object gehörig, den Zusammenhang des Daseins bestimmend, den Zusammenhang von Begriffen. Denn wie in Linien und Flächen die mögliche Gestalt: so in Begriffen das reale Wesen.

Nun zu den Gesetzen der Sprachform. Es sind die aus dem Denken-in-Sprache sich ergebenden Gesetze; aber nicht die Denkgesetze der Logik, noch der Psychologie. Letztere beide sind der Inhalt der wissenschaftlich erfassten

Wirklichkeit eines Wesens; erstere bestimmen die bloße Form einer möglichen Darstellung. So liegt die Sprachform ganz auf Seiten der Kunstform.

So wird sogleich die Verschiedenheit der Sprachformen bei den verschiedenen Völkern begreiflich, trotz der einen Form des Denkens und Anschauens. Die Wirklichkeit lässt nur ein Notwendiges zu; die Möglichkeit lässt mehrfach Notwendiges zu. Wie mannichfach die Aphrodite angeschaut werden könne, sie in ihren möglichen Formen, deren jede notwendig ist, zeigen uns die Künstler, wie die Namen dieser Göttin in allen Sprachen.

Die Phantasie, welche eine Gestalt schafft, schafft sich damit zugleich das Gesetz ihrer Form: dasselbe tut das Volk indem es das Kunstwerk schafft, das Sprache heißt. So wenig die physiologischen Gesetze, wonach der Löwe lebt, also die wissenschaftliche in Begriffen erkannte Form seines Lebens, dieselben Gesetze sind, welche die Form des künstlerisch geschaffenen Löwen bestimmen: so wenig sind es die logischen Denkgesetze, welche die Form der Sprache bestimmen. Aber der Künstler soll die Anatomie und Morphologie und Biologie des Löwen kennen; sogar der subjectivste Künstler, der Satiriker muss es; so kann auch jede Sprachform darauf hin geprüft werden, ob sie die Anatomie, Physiologie und Biologie des Gedankens erfasst hat: das ist unsere sprach-ästhetische Kritik, die sich beifällig oder misfällig auszusprechen hat.

Wir haben nun schon oben (das. 115) gesehen, dass die Form einen Gehalt hat, und dass dieser der Charakter ist, der auch ihr Gesetz bestimmt. Der Charakter und Gehalt ist aber ein doppelter: einmal liegt er in der sinnlichen Form selbst als äußerer Charakter, dann aber auch in dem Dargestellten, als innerer Gehalt und innerer Charakter, und dieser soll jenen bestimmen. Der innere Charakter ist die gesetzgebende Seele (192, 29) der ganzen Form. Dies auf die Sprache anzuwenden ist leicht. Auch sie hat eine sinnliche Form im Laute und dieser hat außer seinem Laut-Charakter auch einen innern Gehalt, dessen Ausdruck er ist, und insofern einen innern Charakter, der den Laut-Charakter bestimmt, ihm das Gesetz erteilt. Insofern hat der Sprachbau seinen Charakter. Denken wir uns nun diesen körperlich-geistigen Bau, die Sprachform, als einen Gedanken-Inhalt darstellend, so tritt in ihm ein dritter Charakter auf, der als eigentlich geistiger Charakter die sprachliche Darstellung bestimmt, unbeschadet des der Sprache immanenten Charakters. Drei Charaktere also sollen in dem Rede-Werk zusammenstimmen.

Nehmen wir noch eine Aeusserung H.s hinzu (III. 165, 14. 15), wo der Charakter bestimmt wird als *die Art, wie der Mensch durchgängige Einheit und Nothwendigkeit besitzen kann*, so erfahren wir nur, was wir schon wissen, dass er das Gesetz der Form ist.

In keiner der älteren Schriften, obwohl er darin so viel von ihm spricht, hat sich H. so tief auf das Wesen des Charakters eingelassen, wie in unsrem Paragraphen. Hier haben wir wohl eine Entwicklung H.s zu erkennen. Er scheint erst jetzt, obwohl er schon im vorigen Jahrhundert so viel über Charakter und Charaktere nachgedacht hat, zu dem Kernpunkt gekommen, aus dem alles frühere über den Charakter klar wird.

Wir hätten nach dem bisher Dargelegten sagen können, Charakter sei die Art, wie der Mensch künstlerisch, wissenschaftlich oder praktisch, formt. Denn der Geist ist es, der erkennende, bildende oder schaffende, welcher sich das Gesetz der Form gibt; von ihm her stammt der Charakter. Die Form liegt in der Wirkung oder Schöpfung; der Charakter, von der wirkenden oder schaffenden Kraft abhängig, gibt sich in der Wirkung auch *als solche Kraft auf eine eigne Weise kund, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend* oder durchdringend (206, 30. 207, 1. 2.) Die Form ist die Einheit des Werkes; der Charakter nach der obigen Stelle (III, 165) ist die Einheit des Wirkens oder des wirkenden Menschen selbst. Denn, aufnehmend oder hervorbringend, *der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber* (207, 2 f.) Nun aber fügt H., tiefer gehend, noch folgendes hinzu.

Man unterscheidet die Tätigkeit, die Bewegung, noch von der wirkenden Kraft, dem Impulse. Die Kraft ist das eigentliche, wahrhafte *Sein* des Menschen (2, 12. 13), das die Ursache alles erscheinenden Denkens, Empfindens und Handelns ist. Das Sein des Individuums liegt gar nicht im Individuum: denn es ist nur Erscheinung (30, 17/18); sondern es liegt in der allgemeinen Urkraft. Und in diesem Berührungspunkte des Individuums mit dem Absoluten, dem Sein, liegt der Charakter. Man halte die Stelle 207, 26—30 mit den Stellen zusammen, die wir am Schlusse der Einl. zu §. 1 (S. 162) angeführt haben: sie werden einander erklären, und das transcendenten Wesen des Charakters klar machen.

Und nun sieht man auch, wie tief (transcendent) der Zusammenhang der Sprache mit dem Charakter der Individualität gefasst ist: denn sie entspringen beide demselben Punkte im Gebiete der Idee; wie auch jetzt erst das gegenseitige Verstehen der Individuen seine volle Begründung findet (208, 13—24). Vgl. auch Einl. zu §. 6. S. 227, Z. 10—15 und S. 240.

Die Sprache als Form, als Bau, ist eine Wirkung, und wenn sie auch als Energie aufgefasst werden soll, und nicht als Ergon, als Tätigkeit und nicht ruhend: so ist sie doch, als Form gedacht, erscheinende Bewegung, also immerhin der bewegenden, erzeugenden Kraft gegenüber ein Stoff. In ihr oder an ihr offenbart sich aber auch diese Kraft selbst nach ihrer Eigentümlichkeit. Denn so wie das Absolute einen Stoff bewegt, in die Erscheinung tritt, wird es individuell; und dieses in der Sprache zur individuellen Kraft gewordene Absolute ist je nach ihrer Individualisierung der Charakter der Sprache.

Ich bemerkte oben (vorige S.), dass in der lebendigen Rede oder in der Litteratur, als höchster Form der Rede, drei Charaktere zusammentreffen, deren zwei in der Sprache liegen, in der äußern und in der innern Form derselben; zu diesen beiden, welche in der Sprachform in Einheit zusammengefasst sind, tritt der dritte, der Charakter des Nationalgeistes. Dies spricht H. in einer spätern Stelle unseres Werkes (291, 8—16) so aus: *Der Beginn einer Litteratur ist immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes . . . Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit.*

Nicht in jeder Sprache, nicht in jedem Volke liegt der Trieb, auch die Kraft merkbar werden zu lassen, den Charakter in der Sprach-Form zu offenbaren. Die *treibende und stimmende* Kraft tritt vor dem materiell Gewirkten zurück. Man begnügt sich, die Wirkung zu erzielen, ohne ihr die schöpferische Kraft mit zu verleihen. Letzteres geschieht überall da und dadurch, wo und dass alles vereinzelt Gesprochene nicht als *Bruchstück* (209, 7) verharret, sondern nach seinem Zusammenhange mit allen Gedanken und Empfindungen angeregt wird (das. 4), dass in jedem Wort die volle, einheitliche Subjectivität, die ganze Seele erklingt und im Hörenden erklingen macht.

*Treibend und stimmend* (208, 27) ist nicht ein zufällig gewählter Ausdruck, sondern ein humboldtischer Terminus; und es ist wohl beachtenswert, hier, da wir uns in der höchsten Sphäre des Humboldtischen Denkens bewegen, einem Terminus zu begegnen, der aus der Aesthetik stammt. Dort ist er ihm entstanden. In der Schrift über Herrn. u. Dor. also begegnen wir ihm zuerst. Die Kunst, heißt es dort (IV. 19) *macht* die Einbildungskraft productiv, zunächst im Künstler, dann, durch das hingestellte Werk, im Beschauer; sie macht dieselbe *herrschend* (das. 31, 16), sie *nötigt* sie (34, 28), einen Gegenstand idealisch zu machen. Sie *stimmt* (31, 28) das Gemüt, indem sie jede andre Stimmung unterdrückt, d. h. sie macht es *geneigt* (31, 24), irdische Gestalten zu erfassen; sie *bestimmt die Einbildungskraft, frei und gesetzmäßig einen Gegenstand aus sich selbst zu erzeugen* (42, 7).

Für H. ist ja die Kunst nicht ein Spiel und ein Luxus des Menschen, sondern sie gehört zur Vollendung seines Wesens, wie bei Schiller (das. 44, 17):  
 1 *Der Künstler soll den Menschen mit der Natur in die engste und mannigfaltigste Verbindung bringen. Um dies Geschäft ganz zu vollenden, muß er bald den äußeren Gegenstand, bald die innere Stimmung stärker geltend machen. Ja selbst ohne dies zu wollen, kann er es kaum vermeiden. [Denn] um einen*  
 5 *Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, muß er zugleich bildend und stimmend verfahren, das Object darstellen und das Subject zubereiten.*

Die bildende Tätigkeit des Künstlers ist demnach auf das Object gerichtet, auf das Werk, das er hervorbringen will, die stimmende auf den Beschauer, der das Werk aufnehmen soll. Da aber das beschauende Subject nur dadurch gestimmt wird, dass es das Object nachbildet, so muss die bildende Kraft des Künstlers auch auf das Subject gerichtet sein. Er bildet und stimmt die Phantasie des Beschauers: er stimmt sie, überhaupt tätig zu sein; er bildet sie zu einer bestimmten Tätigkeit, nämlich gerade diese Gestalt aufzunehmen oder zu produciren. Hiernach unterscheiden sich sowohl die Künstler, als die Mittel und die Arten der Kunst, welche sie anwenden, je nachdem sie nämlich das eine oder das andre mehr erstreben und zu erreichen geeignet sind. Homer und Goethe und die Plastik wirken überwiegend bildend, Ariost und die Musik überwiegend stimmend. In der Malerei herrscht ein gewisses Gleichgewicht beider Richtungen, obwohl sich auch wieder die Maler in dieser Beziehung unterscheiden. Die Umrisse, die Zeichnung, arbeitet mehr darauf hin, uns den Gegenstand zu zeigen (wirkt also bildend, plastisch), die Farbe soll uns lebendig genug stimmen, ihn voll-

kommen zu sehen (65. 71). Auf der bildenden Seite der Tätigkeit des Künstlers liegt seine Objectivität.

Ist die Sprache, ist Reden eine künstlerische Tätigkeit (ohne noch an Dichtung zu denken), so muss auch bei dieser Tätigkeit, die ja auch einerseits Darstellung und andererseits Wirkung auf einen Aufnehmenden, Hörenden ist, seine doppelte Rücksicht des Bildens und Stimmens obwalten. Was aber in der ästhetischen Schrift *bilden* hieß, heißt hier, in unsrem Werke, *treibend* (208, 27). Die treibende Kraft der Rede geht darauf, das Object hinzustellen und den Hörer zu veranlassen es hinzustellen; die stimmende soll den Hörer geneigt machen zu verstehen. Wo beides völlig gelingt, da geht die Kraft des Redenden, nicht materiell, aber dynamisch, auch in die Rede über und damit in die Seele des Hörers, in welcher sie die gleiche Kraft weckt und sie veranlasst, das was in der Rede nicht ausgedrückt werden kann, aus sich zu ergänzen, nämlich den Zusammenhang des dargestellten Bruchstückes mit der Totalität der Weltanschauung.

Die Griechen häuften in ihrer Poesie die Mittel, indem sie dem Worte Gesang, Musik, Tanz und Geberde hinzufügten, nicht um den sinnlichen Eindruck zu verstärken, sondern um, wenn sie durch das Wort bildend wirkten, bestimmte Gedanken erregten, auch durch das Colorit, wozu Rhythmus und Musik gehören, das Gemüt zur lebendigen Aufnahme der Gedanken zu stimmen. (Ueber Colorit vgl. auch Einl. zu §. 10a. S. 300).

Das Gefühl jener schöpferischen, treibenden (oder bildenden) und stimmenden, Kraft ist aber das Gefühl einer Individualität (210, 15), weil diese Kraft selbst unmittelbar die Individualität ist: und so liegt in ihr der Charakter, und wo jenes Gefühl lebendig ist, da findet der Charakter seinen lebhaften Ausdruck — nur da, sonst nicht. Da aber der Charakter etwas Transscendentes ist, aus einer Region stammt, die jenseit der Erscheinung liegt: so setzt der sprachliche Ausdruck des Charakters und des Gefühls jener treibenden und stimmenden Kraft einerseits das mehr oder weniger klare Bewusstsein voraus, dass die Sprache, die zunächst auf den Gegenstand gerichtet ist und zu allen Zwecken der Mitteilung dienen muss, unmittelbar gar nicht jenes transscendente Gefühl äußern kann, andererseits aber doch den Trieb, alles was in der Seele liegt, nicht nur das Object das sie denkt, sondern auch die Weise wie sie es denkt und im Gemüte trägt, in die Rede zu legen. Und dies beides beruht auf der Ueberzeugung, dass es etwas gibt, wovon der Mensch nur die Ahnung haben kann, was aber über sein Begreifen und über den sprachlichen Ausdruck hinausgeht, während doch die Sprache das einzige Mittel ist, jene Ahnung zu befruchten und auch von jenem unbetretbaren Gebiete etwas zu entdecken (206, 3—13).

Hierzu gehört nun freilich eine *innerliche* Stimmung (210, 27), wie eben die Griechen sie hatten, eine Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit, d. h. von der gemeinen Auffassung der Wirklichkeit, und eine Zuneigung zur wahren, idealen Realität. Die Wirklichkeit in gemeiner Auffassung oder die schlechte Wirklichkeit ist die, welche zu unseren Sinnen spricht, oder insofern sie dies tut; die künstlerisch oder wissenschaftlich aufgefasste spricht zur Phantasie und zur Vernunft. *Daher kommt es auch*, sagt H. (Herrm. u.

Dor. S. 24), *dafs die Kunst [und die Wissenschaft] uns immer in uns zurück versenkt, da [= während] die Wirklichkeit [die sinnliche] uns aus uns heraus-*  
 10 *führt, unsere Begierde zum Genufs, unsere Thätigkeit zum [egoistischen, nicht zum sittlichen] Handeln weckt. Das Werk der Kunst ist zu edel für den Genufs, und erregt zu sehr die innersten Kräfte des Menschen, um sie plötzlich in Bewegung zu setzen; es flöfst die höchste und schönste Begeisterung zu grofsen Thaten ein, aber erst indem es den Menschen sich selbst giebt, schenkt*  
 15 *es ihn der Welt. Es spricht gar nicht zu demjenigen Theile seines Wesens, mit dem es der Wirklichkeit angehört\*).*

Die geforderte Innerlichkeit also kann von der Realität, von der Objectivität nicht abziehen, wie die Griechen beweisen. Gerade durch die volle in alle Einzelheiten des Objects eindringende Anschauung erreichten sie die Erfassung des Charakters. Sie verfahren ja *bildend* im strengsten Sinne, echt plastisch. Ihre auf Erfassung und Mitteilung des Charakters gerichtete Natur ward nun auch durch historische Verhältnisse unterstützt (212, 18—214, 8).

Vom Charakter zu unterscheiden ist das Charakteristische (212, 6), während der Charakter nur ideal erfasst und in einem Ganzen dargestellt werden kann, ist das Charakteristische immer ein vereinzelter Zug, der einen vorübergehenden Zustand, ein unfreies Moment erfasst und also nur eine einzelne Stimmung, eine Leidenschaft, einen Affect zum Ausdruck bringt. Der Charakter ist das ganze Innere der Seele, die in der ganzen Form oder Gestalt schönen Ausdruck gewinnt; das Charakteristische ist der interessante Ausdruck einer vereinzelt Erregung oder Seite des Charakters (I. 253 f.)

Dass der Charakter der Sprache zur Befestigung des National-Charakters mitwirkt, also auf das Volk zurück wirkt, ist schon S. 200, 20 ausgesprochen. Jetzt aber wendet sich H. zu der Wirkung der Sprache, wenn sie vorzugsweise charaktervoll behandelt wird, auf das Selbstbewusstsein des Volkes von ihrer Individualität (214, 20 ff.)

Das menschliche Gemüt oder die Subjectivität bildet eine Einheit, alles darin Erzeugte bildet ein Ganzes; folglich hat das menschliche Gemüt eine Form. Die Erzeugnisse der Subjectivität bilden aber darum ein Ganzes, weil sie aus Einer Kraft fließen. In dieser Kraft liegt der Charakter. Und gerade insofern hat jede Sprache (insofern ihre Elemente eine Einheit bilden) eine Form und (da diese Form aus der einen individuellen Kraft fließt) einen Charakter. Bei der Anwendung der Sprache oder in der Litteratur haben die Völker mehr oder weniger den Trieb, nicht nur Gedanken und Gefühle, die idealen Objecte, darzustellen, sondern auch die schöpferische Kraft, welche diese idealen Objecte erzeugt hat, mit zum Ausdruck kommen zu lassen, indem sie das Einzelne nach seinem Zusammenhange im Ganzen des Gemüts darstellen. Dadurch findet der Charakter nicht nur in der Form

\*) Ich kann mich nicht enthalten, hier darauf hinzuweisen, wie leichtfertig (Leichtfertigkeit mag wohl zum Pessimismus gehören, als Ursache wie als Wirkung) mancher über die sogenannte ästhetisirende Ethik Schillers, Goethes, Humboldts und Herbarts (dessen Ethik gar nicht in diese Classe gehört) aburteilt. Die Kunst soll den Menschen zur Sittlichkeit stimmen, wie man oben im Text sieht; die Ethik mag darum jede Strenge und jede über die Kunst hinausreichende Höhe bewahren.

und dem Sprachbau, wo er tatsächlich verkörpert ist, sondern auch in der Rede seinen Ausdruck. Indem er so von hervorragenden Geistern für das ganze Volk objectivirt, in Kunstwerken der Rede dargestellt ist: so tritt er selbst in die Erscheinung, wird als solche gefühlt und, wenn auch nur dunkel, wargenommen, und so gelangt er mehr oder weniger klar in das Selbstbewusstsein des Volkes oder seiner bedeutendsten Individuen.

Wie kann letzteres geschehen? Wie kann ein Volk ein Bild seiner ursprünglichen, d. h. die Individualität des Volkes selbst bedingenden oder ausmachenden, Kraft gewinnen (214, 28)? Nur so, sagt H., dass ihm die Bahn seines Strebens zum Bewusstsein kommt, sein Ziel, sein Ideal (oben S. 240, Z. 315). Sein Ideal, d. h. seine Weise, das allgemeine Menschen-Ideal zu erfassen und zu erstreben (214, 20—30). Danach bestimmt H. die Hauptrichtungen des Charakters der Völker, namentlich die Verschiedenheit zwischen den Griechen und den Neuern (215, 2—216, 7). Es scheint mir aber, als wäre H. hier nicht consequent gewesen. Denn was er hier hervorhebt, die Verschiedenheit der Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abstracten Denken (215, 10. 11) gehört nicht zum Charakter, sondern zur Form des Nationalgeistes (207, 12—14), und ist in der Tat dort, wo von der Form der Sprache die Rede war (97, 24—99, 6) schon besprochen; während umgekehrt schon dort, wo nur von der Form die Rede sein sollte, auch das, was den Charakter bedingt, schon erwähnt ist (vgl. 99, 12—15 mit 207, 15. 16. Einl. zu §. 11. S. 348 ff.)

Wir begreifen freilich, dass wir eine Kraft nur an ihren Wirkungen erkennen. Aber nicht in den Taten und Schöpfungen der Völker an sich liegt ihr Charakter, sondern an der *Gemüthsstimmung, welche diesen lebendigen Aeusserungen zum Grunde liegt* (216, 21) und H. hat auch, indem er von dem Ideal sprach (214, 30), eine ganz andre Wirkung des Charakters angedeutet, als er in der Ausführung 215 angiebt. Ich meine, der Charakter der Griechen, der Römer, der Neuern sei in der Antwort auf die Frage zu suchen: wen nennt ein Grieche einen Griechen, wen ein Römer einen Römer, wen ein Deutscher einen Deutschen? oder warum sehen wir in einem Scipio, Cäsar u. s. w. einen Römer, in einem Perikles einen Hellenen, in Luther einen Deutschen? Und noch besser erkennen wir den deutschen Charakter an der Antwort auf die Frage: was und wie soll ein Deutscher sein? Kurz, es müssten die verschiedenen Ideale der Völker dargestellt werden, um ihren Charakter zu erfassen.

Endlich kommt H. zu der Frage: *woran der Charakter in den Sprachen haftet? an welchem ihrer Teile er erkennbar ist?* (217, 2 f). Ueberall und zu allen Zeiten, ist die Antwort; und das gegebene Beispiel vom männlicheren Dorischen *a* gegen das weiblichere Jonische *ae* ist treffend (217, 27). Auch in dem Folgenden (218 ff.) scheint die Besonderheit der Betrachtung des Charakters gegen die Form festgehalten. Namentlich ist klar, wie sich die Einheit des Wortvorrats, welche 110, 23 ff. gesucht wird, von derjenigen unterscheidet, welche 223, 2—4 verlangt wird. Dort ist es eine grammatische Einheit, hier eine im höchsten, metaphysischen, Sinne psychologische. Nur könnte man finden, dass 108, 25 der hierher gehörigen Untersuchung vorgeht. Indessen ist doch dort *Intension* objectiv von dem Inhalt der Begriffe

zu verstehen, während hier (223, 10) von der subjectiven Verschiedenheit der Anspannung und des Zusammenwirkens der Geistestätigkeit die Rede ist, wobei denn auch wieder auf die Verknüpfung der Begriffe im Geiste (223, 11—13) hingewiesen wird. So wird es wohl auch nicht allzuschwer sein, was 224, 16—30 angedeutet wird, von dem was 99, 10—100, 15 gemeint ist, zu unterscheiden. Schließlich aber ist festzuhalten, dass ja auch in dem Sprachbau an sich schon der Charakter liegt, und dieser, da er tatsächlich doch nur an der Form erkennbar ist und immer in ihr erscheint, auch für die Untersuchung nicht immer streng von der Form unterschieden werden kann.

Der Charakter der Sprache, der sich doch am entschiedensten erst in der Litteratur ausspricht, führt H. auf das Wesen von Poesie und Prosa. In diesen sieht H. nicht bloß Gattungen der Litteratur, sondern geradezu Erscheinungen der Sprache selbst, im eigentlichen Grunde aber Entwicklungsbahnen der Intellectualität überhaupt, wie sich bei der Einheit von Sprache und Geist von selbst versteht (225, 3—18). Hier geht H. ausführlicher auf den Unterschied von Dichtung und Wissenschaft ein, als er es sonst tut. Beide, Poesie und Prosa, sind um die Wirklichkeit bemüht und suchen ihren idealen Zusammenhang; aber jene will das Idealische ihrer Erscheinung darstellen, diese die Wurzeln ihrer Idee im Dasein erfassen. Darum ergänzen sich beide einander, und schließen sich nicht aus, sondern fordern einander. Der Volksgeist, in welchem die eine glücklich gedeihen soll, muss auch für die andere gestimmt sein; und niemals kann die eine, in ihrem wahrhaften Wesen entwickelt, Schuld sein, dass die andere mangelhaft bleibe. Ein Volk ohne volle Poesie kann auch die echte Prosa nicht haben und umgekehrt.

Unter Prosa ist nicht der Gebrauch der Sprache zu äußerlichen Zwecken zu verstehen, sondern allein (227, 16) die Gefährtin der Poesie; sie muss ja den Charakter des Geistes in sich tragen und darf nicht bloß als Mittel der Bezeichnung von Sachen dienen. Ihr Inhalt sind die Ideen des Daseins; ihre Form ist die logische Eurythmie (228, 3). Wenn der Künstler eine Gestalt als seine freie Schöpfung hinstellt, welche aber (in Bezug auf Form) eine höhere Objectivität beansprucht, als der Wirklichkeit zugeschrieben werden kann: so stellt der Prosaiker in gleicher Freiheit und Unmittelbarkeit seinen Gedanken der Wirklichkeit als die reale Idee oder als die zur Idee verwandelte Wirklichkeit, also als absolute Objectivität hin, und zwar in Bezug auf Inhalt und Form. — Bei aller Verwandtschaft aber bleiben doch Poesie und Prosa durchaus verschieden (das. 20).

Auch geht die Prosa nicht aus der Poesie hervor, sondern nur aus eigenem Keime, freilich aus derselben, beide umfassenden Individualität, und auch immer später als die Poesie.

Trotzdem zeigt sich gelegentlich eine Verbindung des poetischen Gehalts mit prosaischer Form in passendster Weise. Denn wie einerseits das Leben in seiner Geistigkeit gesteigert wird, so nähert sich die sprachliche Form der Prosa der Rede des gewöhnlichen Lebens, und sie schmeichelt sich dadurch dem Gemüte leichter ein; und wenn nun die Poesie solch gesteigertes Leben darzustellen hat, so wird sie in der Prosa leichter die volle Wahrheit in der

größten Einfachheit darstellen. H. erinnert an Goethe's Werther. Dies muss nun wieder Einfluss auf die Sprache haben.

Dass solche Mischung nur bei den neuern Völkern, nicht bei den Griechen vorkommt, dass bei letztern auch keine prosaische Stellen in poetische Werke gemischt werden, hängt von der eigentümlichen Färbung ab, welche jedes Volk nach seinem Charakter der Poesie und Prosa erteilen, und von der Weise wie dadurch beide gegen einander gestellt werden. Die Griechen hielten sie scharf aus einander, weil bei ihnen die äußere Kunstform, welche in der Poesie so verschieden von der Prosa ist, überwog. (231, 16 ff.) Dies führte sie auf eigentümliche Mittel, Gegensätze auszugleichen, Mittel der Form.

Schließlich bemerke ich noch, dass das Verhältnis der Poesie und Prosa zum Gebrauche der Schrift 241—245 ganz ausgezeichnet erörtert wird.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Großen betrachtet haben, und der äußerlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenen und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher Betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang verbunden mit der begeisterten Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschießt. Die Bildung geschieht allmählich, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst,

14—16.] Vgl. 85, 6—13. 170, 15. 16.

17—24. anfänglich — erfahren] Vgl. 183, 20—27.

18. Sache] Vgl. 192, 24/25.

20 die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schießt in einigen sichtbar über das Bedürfnis des Gedankens über, und mälsigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluß reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die  
25 Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

30 Man würde indess sehr irren, wenn man, was ich hier mit  
192 Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche  
5 einen bestimmten und fortlaufenden Einfluß; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschließlich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des  
10 Gedankens oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe  
15 ein. Dagegen ist es gewiß, daß, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher geringer; und je mehr sich der Geist nur des schon Geschaffenen bedient, desto mehr erschläft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andren Seite wächst die Menge des in Lauten

26/27. *hineinzubauen*] 84, 10.

1—12.] Vgl. 36, 19—30.

2. *Natur*] zuerst *That*, von H. corrigirt.

16. *geringer* A B; *schwächer* D.

17. *nur*] A; *nun* B D.

19. *Lauten*] A; *Bauten* B D.

hervorgebrachten Stoffe, und diese nun auf den Geist zurückwirkende, 20  
 äußere Masse, macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt  
 die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen  
 zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unter-  
 schiede nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen  
 der Sache angehört. Man muß also, um die Verflechtung des 25  
 Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammati-  
 schen und lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen  
 und äußeren von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie  
 eine Seele in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit wel-  
 cher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig 30  
 zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise 193  
 gemeint, daß diese Wirkung dem äußeren Baue fremd sei. Das  
 individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern  
 derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur  
 darauf aufmerksam gemacht werden, daß jenes Reich der Formen 5  
 nicht das einzige Gebiet ist, das der Sprachforscher zu bearbeiten  
 hat, und daß er wenigstens nicht verkennen muß, daß es noch  
 etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem  
 er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in  
 sich tragen muß. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach 10  
 getheilten Stammes läßt sich das hier Gesagte mit einfachen Bei-  
 spielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine  
 nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation  
 der Wortbildung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Ver-  
 schiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloß eine, in 15  
 der Sprache sichtbar werdende des Charakters der Nationen ist,  
 sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthüm-  
 lichen Bau jeder bestimmt. Ich werde daher bei diesem Unter-  
 schiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obi-  
 gen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen 20

23/24. *Unterschiede*] Der beiden Perioden S. 191, s. 26.

28. *äußeren*] sc. Bau.

3. *individuelle Leben*] d. i. der Charakter.

6. *das der*] A; *welches der* D.

Charakter dieser hier noch verweilen und schmeichle mir, sicher sein zu können, daß dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als bloß subjectiv verkannt werde.

25 Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniß des Augenblicks, mindert sich allmählich. Die Thätigkeit der Nation geht  
30 von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner  
194 beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzellnem glücklich  
5 ausgedrücktem. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreißen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlagen der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmählich von der Gesamtheit  
10 heit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniß behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende  
15 Quellen, der Kraft und der Läuterung, entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache,  
20 der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der

22. *als*] fehlt A.

5. *ausgedrücktem*] A; *-ten* D.

8. *Grundlagen*] A; *-ge* D.

14—15. *zwei — Quellen*] eine Quelle der Kraft und eine Quelle der Läuterung, jene aus dem Volke, diese aus den Dichtern und Schriftstellern fließend. Vgl. 195, 4—8.

End- und Anfangslaute volksmäfsig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, 25 vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewußtsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, blofs durch die Stelle, 30 die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche 195 Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber mufs, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäfsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und 5 Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Ein- 10 flufs auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigener Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel 15 treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äufseren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner grofsen Männer geweckt und emporgerissen werden. 20

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hin-

18/19. *diesem*] dem zweiten Ermatten.

führenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichen des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner Gedankenentwicklung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, daß die Sprachen, außer demjenigen, den ihnen ihr äußerer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn, ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschließt eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art es zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besonderen Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zuzusagen. Es läßt sich auch nicht behaupten, daß die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andern, und vermittelt das gegenseitige Verständniß; den Unterschied selbst aber vergrößert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewußtsein bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen läßt. Sie umfaßt in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht,

3. es] A; fehlt in B D.

findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergibt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung. 30

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegen- 197  
satz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen, stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, 5 etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt blofs an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dafs sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, dafs sie sich gegen- 10 seitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, dafs sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht 15 aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, le- 20

4—16.] Vgl. S. 54 f.

8—198, 2.] Vgl. S. 64, 23—28.

13. Kette] Vgl. 72, 5—10.

19—22. jeder — unter] Die Stelle scheint dictirt, ist aber von H. nachgesehen; denn sie trägt Spuren seiner Hand. Sie besagt: Die Vorstellung, die von verschiedenen Menschen demselben Worte, z. B. Pferd, untergeschoben wird, ist bald sinnliche Anschauung, bald mehr Begriff, und das Wort wird bald als ein bedeutungsvoller Inhalt, bald als ein totes Zeichen genommen. Es sind also *sinnlicher*, *rationeller* Attribute zu *Vorstellung*, also für *eine sinnlichere* oder *eine rationellere*; dagegen ist *lebendiger* ein Adv. zu *unterschoben*; *einer Sache* ist Appos. zu *dem Worte*, und auch *näher* ist Appos. zu *Worte* und in der Apposition entgegengesetzt der *Sache*, also so viel wie *oder als etwas den toten Zeichen näher Stehendem*. Denn *Zeichen* kann sich nur auf das *Wort*, nicht auf die *Vorstellung* beziehen.

bendiger, als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entstehen in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschließt aber die nationale Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der besonderen, jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationale Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiß das undurchdringliche Geheimniß der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf

22. entstehen] A; entsteht D.

6. 7. der der — Anregung] Das erste der ist Dativ und bezieht sich auf Gleichförmigkeit, das zweite der ist ein vom ersten abhängiger Genitiv des Artikels zu Anregung. Das Komma hinter besonderen habe ich gesetzt. Ursprünglich stand aus der der besonderen Anregung, welche jeder Sprache eigen ist. Vgl. Z. 30.

14.] Vgl. 57, 14—29.

man hier die Sprache ausschließen. Denn in ihr ist die Verbin- 20  
dung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich  
Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern,  
so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimniß nicht  
näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet.  
In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individua- 25  
lität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einan-  
der unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher  
und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation muß vorzugs-  
weise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner mensch-  
lichen Natur im Menschen von der Sprache abhängt, so ist 30  
durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines 199  
auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und  
einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationalen Cha-  
rakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unter- 5  
scheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der er-  
steren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft;  
auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fort-  
blühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und  
macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung 10  
aus, ob alle, dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen  
Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfäng-  
licher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen  
Erdstrich, unter dem Einfluß gleichförmig wirkender Ursachen, ent-  
standen ist? Welche Bewandniß es aber auch mit den, uns uner- 15

28. *darauf*] sc. auf die Individualität. *vorzugsweise*] urspr.: *mehr auf sie, als auf die Gemeinschaft der Abstammung*. Vgl. 199, 5. Durch die Aenderung muss doch wohl ausgedrückt sein, dass die Sprache mächtiger zu Erzeugung der nationalen Individualität und Naturanlage eines Volkes beiträgt, als irgend ein Grund der angeführt werden kann.

29. *seiner*] statt *der*, pleonastisch, um so mehr da auch *im Menschen* (Z. 30) als Pleonasmus angesehen werden kann.

1—2.] Sinn: Da ursprünglich erst durch Sprache der Mensch entsteht, so ist eine Nation ein Haufe von Wesen, welche unter derselben sprachlichen Bedingung zu Menschen geworden ist; und da immerfort die Entwicklung des Menschen wesentlich notwendig von der Sprache bedingt wird, so ist eine Nation später ein Haufe von Menschen, deren geistige Entwicklung unter derselben sprachlichen Bedingung vorgeht.

forschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewifs, daß die Entwicklung der Sprache die nationalen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewußtsein gebracht, und erhalten von ihr  
 20 Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr  
 25 der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, daß der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn  
 30 Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger  
 200 erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, das sie uns sichtbar machen würde.

5 Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äußeren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedankens mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist,  
 10 der sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen  
 15 Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen

20. *Gegenstände*] nämlich Wörter und Formen, und das heißt Begriffe und Denkweisen. 8—9. *der Art — Lauten*] Vgl. die Einl. S. 469.

11. *Folge*] Wesentlich Ursache und Energie (Z. 9—11. 193, 8), erscheint er als Folge und Abstractum. Vgl. 42, 18—43, 13.

hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältniß bedient, in welchem das Maafs ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. 20 Aus jeder Sprache läßt sich daher auf den Nationalcharakter zurückschließen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Ame- 25 rikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese 30 Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl 201 aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, 5 so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen 10 führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, daß die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner 15 Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche

3. *hiervon* D; *hieron* A.5. *und Thieren*] A; *und den Thieren* D.14. *lassen* D; *läßt* A.16. *inneren geistigen Gestaltung*] 1, 5 f.

alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen  
 20 Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit  
 auffinden können, läßt sich selten oder nie ein zusammenhängendes  
 Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwie-  
 riges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo  
 Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur  
 25 ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede  
 der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Ab-  
 sicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen  
 ihrer Fügungen, die sich nicht gerade auf grammatische Regeln  
 zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in die ein-  
 30 zeln Elemente zerschlagen ist, nicht mehr an diesen erkennbar  
 202 zu haften vermag. Ein Wort hat meistens seine vollständige  
 Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gat-  
 tung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Be-  
 arbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denk-  
 5 mähler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der  
 philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen  
 Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der  
 ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie

28. *die*] A B; *welche* D.

29. *die*] urspr. *jene einzelnen*; H. hat *jene* gestrichen und dafür *die* gesetzt. D *diese Elemente*.

30—202, 1. *nicht mehr — haften vermag*] A; *man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag* B D. Vgl. 203, 4. 41, 18. 43, 25.

2—203, 9.] Dieses Stück ist eingeschaltet. Dafür stand ursprünglich folgendes: *In diesem Sinne nun wird der Charakter auch solcher Sprachen verschieden sein, welche, zu demselben Stamme gehörend, dieselbe oder eine sehr nahe verwandte Form mit einander theilen. Ja in derselben Sprache erhält im Laufe der Zeit der Charakter verschiedene Modificationen. Denn nicht bloß die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit wirkt auf sie ein u. s. w.* 203, 11.

7. *dieser*] sc. philologischen Behandlung (Z. 6); vielleicht soll vor *bei dieser* noch ein *auch* wenigstens gedacht werden: wie bei dieser Gattung der Sprachforschung (Z. 2/3) so auch bei der Philologie. In ihrem höchsten Gesichtspunkt fällt diese mit jener zusammen.

dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu 10 bewahren, und sie zu zuverlässiger Kenntnifs des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben mufs, so sind es 15 doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschliesslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die 20 man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewifs ist es wenigstens, dafs die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahr- 25 haft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die grofsen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die 30 Sprache beständig unter dem beherrschenden Einflufs geistiger Individualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die 5 allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfaßt. Das Erkennen der Einzelheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne dafs die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

19. *Linguistik und Philologie*] Vgl. Ueber d. Sprst. §. 10. 12.

2. *dieses Zusammenhanges*] zwischen der National-Sprache und dem Sprachgebrauche der Schriftsteller.

10 Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht blofs die ursprüngliche  
 Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die  
 Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes  
 äufsere Ereignifs, welches die Seele und den Geistesschwung  
 der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls  
 15 ausgezeichnete Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste  
 und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des  
 ersteren um, nur dafs die Spuren davon immer feiner und schwie-  
 riger im Einzelnen zu entdecken werden, und die Thatsache  
 sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die  
 20 Sprache einer andren mit dem ihr selbst eignen Geiste beleben  
 und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen  
 umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität  
 bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, dafs unter verschie-  
 denen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren  
 25 ausschliesst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen  
 Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen  
 braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen

11. 12. *jede durch die Zeit*] jede im Laufe der Zeit durch die Prozesse des Bewusstseins und überhaupt des innern Volkslebens, der Civilisation und Cultur, herbeigeführte Aenderung der Richtung des geistigen Strebens. Dies sind innere Ursachen in Vergleich zu den „äufseren Ereignissen“, in Krieg und Frieden, aber es sind mechanische Ursachen in Vergleich zum Impuls der genialen Menschen (15). An diesen Satz schloss sich ursprünglich folgendes Ausgestrichene, wodurch die Verbindung mit dem weiter Folgenden „Ewige Vermittlerin“ u. s. w. klarer wird: *Dennoch würde es irrig sein, diese Veränderungen nur als Veränderungen des National-Charakters anzusehen, welche die Sprache, die ihnen gewissermassen nur den Körper leiht, wenig oder gar nicht angehen. Die Sprache, wenn man in ihr auch nichts erkennen wollte, was über die Bedeutung der Wörter und die grammatischen Regeln und Formen hinausgeht, bleibt bei diesen Veränderungen keineswegs gleichgültig. Ewige u. s. w.*

22. *umzubilden*] Hier stand noch folgender Satz: *Ein Sanskritischer Homer oder ein griechischer Tacitus lassen sich eben so wenig denken, als Centauren und Tritonen in diese Wirklichkeit herabsteigen können.*

22. *oben*] S. 47.

24. *Bahn*] Vgl. 30, 12.

26—28.] Diesen Gesichtspunkt hatte H. schon im Jahre 1796 ausgesprochen, (V. 176 f.), es sei zu erforschen, *wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne dafs dennoch eine Form gerade einen geringeren Werth, als die andere hat. Denn darauf würde ich vorzüglich sehen, immer solche Verschiedenheiten aufzusuchen, die sich nicht durch Fehler, sondern durch Vorzüge unterscheiden. Denn nur eine solche Verschiedenheit ist wesentlich ... In dieser letztern Hinsicht kann ein einzelner recht origineller Mensch bedeutend sein, sobald er eine Seite der menschlichen Natur zeigt, die ohne ihn unerkannt geblieben sein würde.* Dies lässt sich auch auf die Sprachen anwenden.

vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre Sprache innerlich behandeln muß, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken. 204

Wenn eine Sprache bloß und ausschließlich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloß als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es ließen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Personen von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Außerdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein bloßer Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. 59.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülfslosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülfslosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber,

30. *des Standpunktes*] Vgl. zu dem Folgenden die Abh. Ueber das Sprst. §. 21.

10—11. *wirkliche — nicht geben*] Eine solche Sprache kann es in Wirklichkeit nicht geben.

13. *Personen*] A; *Leuten* D.

17—26. *Ja — sucht*] Diese Sätze sind als Parenthese zu betrachten.

21. 23. *Hülfslosigkeit*] A; *Hülfs-* D.

25. 26. Die Freiheit ist nur transscendental zu begreifen; sie ist eine Idee. Vgl. Einl. zu §. 1. S. 160. 26. *Gebiete*] D; *Gebiet* A.

auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm, bei dem Worte; ganz  
 30 anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz,  
 205 in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes  
 5 gleichsam überschwanke.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschlossnen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite  
 10 wird sie ebensowohl durch bloß wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluß höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfniß des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst,  
 15 steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede  
 20 dieser Einwirkungen läßt eine leise Spur in der Sprache zurück.

14. beschränkt.] Dieser Absatz Z. 6—26, *Dieser Unterschied* — zu legen, war früher anders abgefasst. Aus dieser älteren Fassung hebe ich folgendes heraus: *Auch dem bloß wissenschaftlichen Gebrauche kann es genügen, ja nothwendig sein, das zu Bezeichnende so bestimmt in den Ausdruck zu fassen, das durchaus nicht mehr oder weniger bei demselben gedacht werden kann.* Hier wird die strenge Bestimmtheit der wissenschaftlichen Terminologie als *nothwendig* anerkannt, was in der vorliegenden Abfassung geschwächt ist, aber S. 223, 15—19 wieder anerkannt, besonders aber S. 233 ff. ausgeführt wird.

17—18.] Denn der einheitlichen Subjectivität (207, 1 f.) steht auch eine einheitliche Welt gegenüber (IV. 27, 18 ff. 30, 31—33).

20. zurück.] Das in diesem Satze Gesagte war ursprünglich ausführlicher ausgedrückt. Unmittelbar nach dem in Anm. zu 14 Mitgetheilten hieß es weiter: *Ueberall dagegen, wo eine höhere Freiheit herrscht, und es nicht auf etwas Aeußeres, oder wenigstens nicht allein, ankommt, wird die subjective Individualität angeregt, und mischt sich zugleich dem Gebrauche und dem Verständniß der Sprache bei. Das unbestimmt Gelassene, innerlich zu Er-*

Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht bloß ein Austauschmittel zu gegenseitigem Verständniß, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und 25 in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung be- 30 griffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, 206 Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus, ein Gefühl, daß es etwas giebt, das die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muß, und 5 den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Ueberzeugung, daß das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht, und das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird; daß aber wiederum sie das einzige Mittel ist, 10 dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und daß sie gerade durch technische und sinnliche Vollendung einen immer größeren Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen; und je lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen 15

*gänzende beruht nämlich einerseits auf der nicht ganz vollendeten Abgränzung des Begriffs durch das Wort, anderseits aber auf der durch beide geweckten Empfindung. Das erstere muß allerdings richtig verstanden werden. Jedes richtig gebildete Wort muß allerdings den Begriff im ganzen genommen bestimmt und vollständig wecken. In seinen individuellen Lauten, ihrer eignen Natur, ihrem Abstammungsverhältniß und ihrer ganzen Verbindung mit der übrigen Sprache gemäß, kann es dies aber nicht von allen den Eindrücken aus, mit welchen der Gegenstand auf den Menschen eindringt . . . Von Seiten der innern Auffassung . . . kann in dem Gebrauche der Sprache mehr oder weniger Lebendigkeit und Vielseitigkeit liegen und gleichsam an den Faden des Ausdrucks die Vorstellung des Gegenstandes mit Einwirkungen und Beschaffenheiten aus dem Gebiete der Anschauung herausgezogen werden, welche das Wort bei größerer Trägheit der Auffassung der Seele nicht zuzuführen vermöchte.*

23—24. Vgl. S. 58, 22—27.

4. das] A; was B D.

12. technische] Vgl. 89, 4—90, 29.

Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit, und läßt in das Innere des Sprechenden schauen.

20 Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchlief. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist, 25 oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmählich entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äußert 30 sich unmittelbar als solche, und eben darum auf eine eigne, 207 schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maafs der Bewegung, in welchen er die 5 Gegenstände erfafst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unter- 10 scheidet, der die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer

21. 28. *qualitativ. quantitativ*] Was einen Begriff als Combination von Qualitäten der Objecte oder ein logisches Begriffsverhältnis andeutet, hat qualitative Geltung; was dagegen als Grade der Heftigkeit, Veränderlichkeit, Schnelligkeit der subjectiven Thätigkeit, nicht durch die Sprache, sondern an ihr (Z. 29—2) angedeutet wird, ist quantitativ. Das eher Z. 28 beweist, dass H. mit den Terminis *qualit.* und *quantit.* nicht zufrieden war. Nach einer andren Darstellung (vgl. 207, 11—16 Anm.) hätte man hier *materiell* und *formell* erwarten dürfen. Diese Termini waren hier darum unzulässig, weil H. Charakter und Form der Sprache unterschied.

27. *Unendliches*] Vgl. 61, 12—30.

10. *der*] A; *welcher* B D.

11. *das Erstere*] was dem sich bewegenden Körper entspricht, also die Thätigkeit.

11—16. Dasselbe sagt H. in einem Briefe an Körner von 1795 (Ansichten über Aesthetik und Literatur von W. v. H. Seine Briefe an H. G. Körner. Herausgegeben von

Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideen-<sup>15</sup> gange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Sein des Individuums, son-<sup>20</sup> dern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung muß dies Sein als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äußere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt,<sup>25</sup> so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt.

F. Jonas. S. 39): *Ueberall wo man von Charakteren liest oder hört, wird darunter fast bloß gleichsam die Materie desselben verstanden, das, worauf die Empfindungen und Neigungen (deren Summe doch hier der Charakter genannt wird) als auf ihre Gegenstände gerichtet sind. Auf die Art hingegen wie die Seele von den Empfindungen bewegt wird, den Rhythmus, in welchem sie fortfließen, mit einem Wort auf die Form wird wenig geachtet . . . Gerade hierauf aber beruht eigentlich das Wesen des Charakters . . . Es würde mich zu weit führen, auch nur alles nennen zu wollen, was zu dieser Form gehört, da ich, meinen Ideen nach, dahin nicht bloß die Langsamkeit oder Geschwindigkeit, Heftigkeit oder Sanftmuth des Empfindungsganges rechne, sondern auch die Gleichmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit und vorzüglich die so sehr verschiedene Manier in dem Uebergange von einer Empfindung zur andren, die gewiß eben so gut ihre eigenen Gesetze hat, als die Association der Ideen. Ich erinnere Sie aber nur an das Eine, an die Weile zwischen dem Empfindungswechsel, deren Verschiedenheiten auch schon im alltäglichen Leben einen so großen Einfluß ausüben. Denn gewiß lassen sich eine Menge von Sympathien und Antipathien zwischen Menschen aus dieser Quelle allein herleiten.*

14. das Letztere] was dem Impulse entspricht, also die Kraft.

16. In Beidem] d. h. indem wir hier ein zwiefaches erkennen, (Z. 6 ff.), unterscheiden wir damit das Sein, nämlich den Impuls oder die Kraft, von dem Wirken oder der Tätigkeit.

17. 20. 22. Sein] Vgl. 1, 14.

21. bestimmend] insofern es die Ursache, die Urkraft ist, durch welche das erscheinende Sein individuell bestimmt, d. h. hervorgebracht wird. Vgl. 208, 27. 214, 26 f.

26—30.] Darin liegt der Charakter, wie der Mensch, als erscheinendes Individuum, die in ihm liegende Urkraft mit der in der erscheinenden Wirklichkeit, als Realität derselben, liegenden Urkraft verbindet und so das Absolute in es selbst wieder zurückführt.

Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit  
 30 Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner  
 208 Individualität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos sein,  
 je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren  
 keine die andre ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen  
 versuchen, oder sich mit einander in verschiedenen Graden und  
 5 Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, daß ein solcher Maßstab bloß  
 bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sei. In  
 den Aeußerungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich  
 unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der bloßen Be-  
 10 friedigung der Begierde unterscheidet und ob sie, als ein wahrer  
 »Götterfunke«, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche  
 Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen,  
 hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann,  
 der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthüm-  
 15 lichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache  
 durch. Indem sie mit allen Aeußerungen des Gemüths verschmilzt,  
 bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, indivi-  
 duelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte  
 und innige Bande mit der Individualität verknüpft, daß sie im-  
 20 mer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften muß,  
 um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des  
 Sprechenden wird daher von ihr in den andren übertragen, nicht  
 um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und  
 eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

25 Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die  
 Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätig-  
 keit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und  
 dem wirkenden Sein, die richtige und verhältnißmäßige Würdigung  
 beider und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach,

1. *Verknüpfung*] Vgl. 207, 26—28.

16—18.] Vgl. 200, 11—20.

20. *solche*] Bande.

26. *aufnimmt* — *Thätigkeit*] Vgl. 207, 26—28. 14, 13 ff.

obenan stehenden vor dem Bewußtsein liegt nicht gleich stark 30  
 in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des 209  
 Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der  
 mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammen-  
 hanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch  
 die ganze Zeit seines Daseins und des gleichen in der Natur ge- 5  
 ahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so  
 ist es nur Bruchstück; und je beweglicher und lebendiger ihre  
 Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen  
 mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Ueber das Einzelne  
 schießt also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes über, 10  
 oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer  
 Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und  
 geht durch den Ausdruck in der Sprache in den Andren über, der  
 gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende har-  
 monisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür 15  
 lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Aus-  
 druck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahn-  
 dung entsteht, daß über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen  
 könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine  
 zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offen- 20  
 bar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths  
 und nach der äußeren Wirklichkeit.

Die Griechen, die in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste  
 Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders  
 aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Intrumentalmusik, 25

2. *des Unterschiedes*] ist wahrscheinlich zu streichen, wenn man nicht *hiervon*  
 streichen will. Das eine wie das andre Wort aber bezieht sich nicht auf 208, 25 den Unter-  
 schied von Stoff und Kraft, sondern auf 208, 30 den Unterschied der Völker in dem Gefühl  
 jenes Unterschiedes.

5. *gleichen*] Zusammenhanges.

8.] Das Komma hinter *alles* ist von H. gesetzt, damit man nicht versucht werde, *in*  
*verschiedenen Abstufungen* auf *regt sich* zu beziehen, da es zu *Verwandte* gehören soll.

20—22.] Diese Stelle klingt zwar fast ganz wie die 208, 1—5. Indess ist dies nur  
 Schein; denn dort ist von der wahren Wirklichkeit die Rede, hier nur von der äußeren oder,  
 wie es 211, 7. s heißt vom *Gebrauche der Wirklichkeit*.

23. *die in*] A B; *welche in* D.

Tanz und Geberde. Dafs sie dies aber nicht blofs thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, dafs sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im  
 30 Dialekte mußten sich einer und ebenderselben ursprünglich nation-  
 210 nellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Äolisch, oder von einer anderen Tonart und andrem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die,  
 5 nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu beleben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu  
 10 Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schoofse dieser Begeisterung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und  
 15 Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschliesst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.  
 20 Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Ueberschiefsendem, ihm selbst Mangelnden, sprach, so darf man

3. *das Treibende und Stimmende*] Vgl. 208, 27., also die Kraft. Vgl. die Einl. S. 474.

5. *nicht als Idee geltende*] ? nicht mit einer bestimmten Vorstellung verbundene?

9—10. *nur zu Gedanken — Handlungen*] nur überhaupt, nicht zu bestimmten begeistert die Musik das Gemüt. Den bestimmten Gedanken, die bestimmte Handlung muss das Wort angeben.

17. *die Kraft*] Vgl. Z. 3. Die Kraft treibt und stimmt die Seele; folglich ist sie eine individuelle alle Tätigkeit beherrschende, also Individualität; folglich ist das Gefühl jener Kraft das Gefühl der Individualität.

18. *einer solchen*] *einer* ist Artikel; denn H. hat grosses *E* in kleines *e* geändert. Eine *solche* ist: eine *bestimmte*.

20. *im Vorigen*] 209, 10. 205, 4 f. 20 Anm. 206, 20 ff.

21. *Mangelnden*] A; -m D.

sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äußere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters hinaus, immer aber mit dem Gefühle, daß nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und daß das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, mittelst richtigen, gerade auf jene Einheit gerichteten Tacts geordneten

27. *daselbe Gefühl*] jenes Gefühl der Individualität. Vgl. Z. 16—19. Vielleicht ist *Gefühl* zu streichen, und *dasselbe* bezieht sich auf das *Ueberschießende*.

28. *Wirklichkeit*] auch hier ist wohl nur die äußerliche Wirklichkeit gemeint, wie 209, 22.

29. *es*] D; *dasselbe* A.

9. *innere*] Indem sie die innere Wahrheit der Wirklichkeit hervorkehrten, diese nicht in ihrer Aeüßerlichkeit gelten ließen.

16. *hinaus*] A; *aus* D; in B ist *hin* gestrichen. 20. *gerichteten*] A; *hinstrebenden* D.

Verknüpfung der Einzelheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmählich fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne daß sie je zu einer bloßen Erzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, daß die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisierung strebenden Sängers seine Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in diese ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht bloß das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nämlich die Verthei-

24. x. B.] D; wie A.

3. diese] A; die D.

10. Zusammenwirken der Individualitäten] 14, 26 ff. 213, 14—16.

14. Mittelpunkte] Vgl. Ueber Gesch. 310, 22—31 Briefe zw. Sch. u. H. S. 27, 34.

20. Ausbildung des Charakteristischen] Dies widerspricht nicht Z. 6/7, sondern bedeutet eben die Erhebung des nur Charakteristischen zum idealen Charakter. Vgl. Anm. zu 213, 14—16.

lung in einzelne, in Dialekt und Sinnesart verschiedene Stämme, und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschloß das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Aeußerungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis 25 zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, daß keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum bloßen 30 Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben 213 wurde, und daß dies gleiche Aufsprießen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf ge- 5 richtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Ge- 10 brauch der Sprache ein<sup>(1)</sup>. Das bloß Volksmäßige wurde ihnen genommen, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unter-

(<sup>1</sup>) Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen 17 Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst und selbst ihrer Architektur, hat Böckh in den, seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und großentheils bis 20 dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch fälschlicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. 25 Es wäre ungemein zu wünschen, daß dieser, die ausgedehnteste Kenntniß der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschluß ausführte, dem Einfluß des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand 30 in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Aeußerungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom. I. de metris Pindari.* p. 253. *nt.* 14., besonders aber p. 279.

worfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charakteren des  
 15 Styls und der Dichtung, fähig, in ihren sich ergänzenden Gegen-  
 sätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemer-  
 214 ken, daß ich hier, was die Dialekte und die Dichtung betrifft, nur  
 von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der ly-  
 rischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der  
 tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie  
 5 verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund ge-  
 legt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein,  
 und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller  
 Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in  
 10 ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger  
 das Gefühl der Nothwendigkeit, die Aeußerungen des Gemüths zu-  
 gleich mit dem unmittelbaren Einfluß der treibenden und stim-  
 menden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Gröfse entwickelt  
 sich auf einem andren, dem Gepräge, das sie ihren äußeren Schick-  
 15 salen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes  
 Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark,  
 als bei den Griechen aus, nur daß, so wie diese die äußere An-  
 schauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren ge-  
 neigt sind.

20 Ich habe das Gefühl, daß alles sich im Gemüthe Erzeu-  
 gende, als Ausfluß Einer Kraft, ein großes Ganzes ausmacht,  
 und daß das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft,  
 Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich  
 tragen muß, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen  
 25 Aeußerungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder be-  
 deutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft als erste

14—16. *So veredelt — zusammenzustreben*] Dieser Satz lautete ursprünglich so: *So veredelt wurden sie als eigne Arten des Styls und der Dichtung in die Kunst eingeführt und dadurch das Charakteristische in ihnen zum Charakter erhoben, und dieser idealisch zusammenzustreben fähig gemacht.*

15—19.] Ueber den Charakter der Griechen und Deutschen vergleiche auch die Einl. zu §. 11; u. über die deutsche Sprache vgl. WW. V, 151. 152. 195.

20. *das Gefühl*] 208, 25. 209, 3—9. 210, 27. 214, 11.

Ursach aller Geisteserzeugungen, zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein anderes, als das menschliche Ideal, sein kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste Beweis ihrer höheren Intellektualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschließen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmähliches Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vorausgesetzt, entstehen aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verschiedene Erscheinungen. In jeder derselben strahlt die den Menschen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verschiedener Form aus ihm zurück. In der äußeren Natur, um einen solchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine stätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zustände aus einander. Ebenso sehr ist dies

28—30.] Dieser Satz, an sich schwierig, wird es noch mehr dadurch, dass einiges gestrichen ist, was sich nicht vollständig und mit Sicherheit reconstruiren lässt, weil offenbar Hörfehler darin liegen. H. scheint selbst nicht im Stande gewesen zu sein, diese Fehler zu verbessern und scheint nur darum gestrichen zu haben. Man liest: *Sie* [jene Kraft] *sammelt sich in reiner Einheit ihrer Eigenthümlichkeit und ihr Bild tritt klarer in den Kreis der Erscheinungen, indem der Mensch aus der Stärke seiner eignen empfundenen Individualität äußerlich* [d. h. durch Hervorbringung von Erscheinungen, durch Taten und Schöpfungen] *zu individualisiren* [und] *dem Gefühle des eignen Charakters zu suchen* [leg. genügen] *strebt*. Hieraus entnehmen wir wohl mit Gewissheit den Gedanken, dass je kräftiger die Individualität sich in ihren Gebilden ausprägt und ihren Charakter zur Erscheinung bringt, sie damit auch um so klarer ihr eignes Bild von sich selbst schafft und gewinnt. Nun folgt wie im Text *Das Bild u. s. w.*, wo das *aber* nun erst seine Bedeutung erhält, und weiter: *erscheinen, und da eine solche doch über* [leg. immer] *ein Ziel fordert* [welches eben das menschliche Ideal ist], *so knüpft sich dadurch von selbst an die Vorstellung der eignen Individualität die des menschlichen Ideals. In diesem Spiegel u. s. w.*

17. *einander.*] Hier ist ausgestrichen: *Das Gefühl ihrer Unendlichkeit geht in uns aus diesem ununterbrochenen Zusammenhange des einzelnen über.*

in der bildenden Kunst der Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollste und zarteste Bedeutung aus der sinnlichen, äußeren Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistige Thätigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Uebermäßigen und Uebertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthsstimmung, aller Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestaltete, innerhalb der Grenzen des Ebenmaaßes und des Zusammenklanges zu halten. Sie besaßen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk, Tact und Geschmack; und der sich in allen ihren Werken offenbarende zeichnet sich noch vorzugsweise dadurch aus, daß die Verletzung der Zartheit des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Uebergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen finden sich daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, bei den Neueren.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmeßbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang der gegenwärtigen Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, daß ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äußert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, wel-

18. Fall.] Dahinter ist folgendes ausgestrichen: *wo das vollständige Aufnehmen der gestalteten Züge zu der Empfindung der auf dem Ganzen beruhenden Schönheit und Erhabenheit führt.*

5—7. finden sich — bei den Neuern] A; bieten — die Neuern dar D.

ches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charak- 20 ters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Aeufserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluß desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache läßt sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeufserungen überall in Verbindung bringen. Es 25 muß das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen In- 30 dividualität ist die Beantwortung der Frage, wie sie in den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Ein- 5 fluß modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äußerlich gleich bleibende Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache 10 eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den 15 Dialekten zeigt, oder ob der Einfluß, indem jene äußere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein muß, sichtbarer, aber feiner, 20 in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammen-

hang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern läßt. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde  
 25 Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (*ι*) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche  
 30 wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden  
 218 Sprachen verschiedener Stämme setzen müssen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewußtsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht  
 5 den Einfluß der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermassen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewiß am mächtigsten und einflußreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da  
 10 sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit  
 15 der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmäßigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfnis nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Ge-  
 20 müths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äußerlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewiß liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewiß aus ihnen herleiten lassen. Sollte  
 25 nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen

und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Uebergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit 30 scheint zwar der Bilderreichtum der Arabischen Sprache in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Son- 219 derung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, daß jener Bilderreichtum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichtum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorspriessen zu lassen. Gewiß wenigstens scheint es mir, daß man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden 10 muß, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann 15 die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte, findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die 20 ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäßiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäßigen und lebendigen Energie an sich zu tragen. 25

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen

3—18.] Vgl. S. 101, 13—22.

18. selbsterzeugten] D; eigen erzeugten A. oben] S. 190, 12—18.

und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Eigenthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verrieth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Form zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauchs da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrte bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, daß man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der

4—5. *Vertheilung — dieselben*] Vgl. 74, 12.

20—24.] Vgl. 118, 27 ff.

27. *Erklärungsgrund*] für Z. 2—4. 10—12.

Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf geson- 30  
 derte Gedankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen 221  
 hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und  
 der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so daß bei uns ge-  
 ringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und größeres Zu-  
 rückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund 5  
 gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige  
 Lautfülle und große Freiheit der Phantasie über die Lautformung  
 nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr  
 auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil  
 des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein 10  
 so üppiges und freies Aufspriessen der Laute. Den Griechischen  
 grammatischen Formen kann man, als Folge der großen Beweglich-  
 keit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes,  
 auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stam-  
 mes, größere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth 15  
 zuschreiben.

Auch das Maafs, in welchem die Nationen von den tech-  
 nischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer  
 verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier  
 nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit be- 20  
 dient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine  
 Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel be-  
 schränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des  
 Styls. In der Römischen Litteratur findet sie sich vorzugsweise  
 bei den ältesten Schriftstellern, und wird von der fortschreitenden 25  
 Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich,  
 findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der  
 Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im  
 Vorigen (S. 197. 204. 205.) ausgeführt, daß nicht leicht irgend ein 30  
 Wort, es müßte denn augenblicklich bloß als materielles Zeichen 222  
 seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf  
 dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann

daher geradezu behaupten, dafs in jedem etwas nicht wieder mit  
 5 Worten zu Unterscheidendes liegt, und dafs die Wörter mehrerer  
 Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen,  
 doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, ge-  
 nau und streng genommen, nicht umschließen, und oft läßt sich  
 nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem  
 10 sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeich-  
 nungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleich-  
 falls schon erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgeltung  
 aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten  
 ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den gleichen mit dem  
 15 Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen  
 roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen ihrer Wör-  
 ter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt  
 zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete  
 Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es  
 20 liefse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben  
 Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen  
 Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von großer  
 Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in  
 die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam in beständigem Flusse.  
 25 Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkürlich hin-  
 zu, oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individua-  
 lität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfnis des  
 Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich,  
 eine doppelte Vergleichung der für den im Ganzen gleichen Be-  
 30 griff in mehreren Sprachen gebräuchlichen Wörter und derjenigen  
 223 derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vor-  
 zunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthüm-

12.] Hier ist hinter *erwähnt* folgendes ausgestrichen: *Es giebt aber auch Fälle, wo in weniger feinem Sinne die Sprachen selbst nicht einmal im Ganzen wirkliche Synonyma aufstellen. So z. B. bei einigen Theilen des menschlichen Körpers, wo die nationale Ansicht nicht auf dieselbe Weise abgränzt und daher die Bedeutung der Ausdrücke nicht völlig übereinstimmt.* Diese Bemerkung hätte allerdings vielmehr in den §. 11 gehört.

16. ihrer] A; der D.

21. Synonymik] WW. III, 13, 2—14, 20.

24.] im beständigen D.

lichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von verschiedenen Seiten aufgefaßt wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammenwirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. Die oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewußtseins, und zeigt, wie beide immer wechselweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Veredlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntniß gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschiedenen Bahnen gemeinschaftlichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Be-

9. In beiden Füllen] Z. 2 und 4.

22.] eine Parallele zu Sprst. §. 11.

griffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht  
 nothwendig verbundene in einer Sprache in demselben Worte zu-  
 sammengefaßt werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für  
 jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen  
 10 Sprachen an den Ausdrücken für *Wollen*, *Wünschen* und *Werden*.  
 Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Be-  
 griffe nach Maaßgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche  
 Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei ge-  
 brauchten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch besonders  
 15 zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeichnet sich  
 die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen  
 der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben ver-  
 mag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannig-  
 20 faltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Ver-  
 kettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzu-  
 schließen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reich-  
 thum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles,  
 was die Arbeit des Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint  
 25 hier in der Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück.  
 Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Einzelne, was die  
 Wirkung hervorbringt, läßt sich nicht immer genau und be-  
 stimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte  
 verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem  
 30 Ganzen.

#### Charakter der Sprachen: Poesie und Prosa.

225 Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Ein-  
 flusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt.  
 Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen  
 nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo  
 5 sich auch dermaßen der Einfluß des Ganzen offenbart, daß

11—14.] Vgl. §. 10, b, α. 10, c. S. 95, 20—96, 12.

4. *alle*] Punkte, als einzelne gedacht.

5. *des Ganzen*] aller Punkte zum Ganzen zusammengenommen, also der ganzen Sprache.

selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muß sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft großartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäßigem Verhältniß giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium nicht nur in ihrem Verhältniß zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas: die Poesie faßt die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äußerlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stößt vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft, und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Ver-

6. *der Begriff des Einzelnen*] ein Einfluss, der sich gar nicht mehr auf Einzelheiten erstreckt, noch von ihnen ausgeht, sondern wo nur die Sprache als Ganzes und der Charakter in seiner Einheit auf einander wirken.

11. *wieder — zurückwirkt*] und die *Entwicklung beider*, von Poesie und Prosa, auf die Sprache zurückwirkt. Vgl. S. 231, 13 — 15. Insofern (5—11) sind Poesie und Prosa Erscheinungen der Sprache selbst und sind nicht wie Speculation und Reflexion, Anschauung und Beobachtung oder aber Abstraction, innere Geistesrichtungen, welche ja auch in der Sprache ihren Einfluss zeigen. Die Kehrseite aber folgt sogleich Z. 12. 13.

22. *die*] A; Punkt und grosses d in D.

25. *wodurch — ist*] die Causalität, durch welche sie eben erscheinendes Dasein inmitten der daseienden Dinge hat. Vgl. den Gegensatz hierzu Z. 29. 30.

29. *die Prosa*] Vgl. I. 107, 26 — 25: *Man sollte nicht alles Prosa nennen, was nicht Vers ist.*

226 bindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem  
 Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen, und  
 strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der  
 Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem  
 5 wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man blofs auf die  
 mögliche Erscheinung in der Sprache, und auch in dieser nur auf  
 eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleich-  
 gültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in  
 gebundener, und die poetische in freier Rede ausgeführt werden,  
 10 meistens aber nur auf Kosten beider, so dafs das poetisch aus-  
 gedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der  
 Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie.  
 Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand  
 herbei; und es fehlt nicht an Beispielen, dafs Dichter im Gefühle  
 15 dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben.  
 Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzu-  
 kehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche  
 die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit  
 dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannig-  
 20 faltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüthes auf die  
 consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch mufs diese  
 wieder so aufgefaßt werden, dafs sie die Verfolgung des entgegen-  
 gesetzten im Geiste der Nation nicht ausschließt, sondern viel-  
 mehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung,  
 25 müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in  
 die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein  
 Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element er-  
 heben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel

16. *um — zurückzukehren*] da H. hier Z. 5—15 von ihrem *wahren Wesen* abgewichen war und nur von mehr zufälliger Erscheinung gesprochen hatte.

17. *Umfang*] Zusammenfassung aller Seelenkräfte. Vgl. 227, 19. 22.

18—20. *Verbindung — erfordert*] es soll verbunden werden die Durchdringung der Wirklichkeit, also die volle Objectivität, mit der Zusammenfassung des mannichfaltigen Einzelnen in einer unendlichen einheitlichen Idee in der Subjectivität.

22. *diese*] Verfolgung des einen Pfades, entweder der Poesie oder der Prosa.

erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer 30  
entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von 227  
beiden gelangen muß, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist. 5

Die Prosa kann aber auch bei bloßer Darstellung des Wirklichen und bei ganz äußerlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermaßen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigent- 10  
lichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth ein-  
greifender Mittel und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten 15  
Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten 20  
Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch,  
aufser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen 25  
Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedankens gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie

6—9 Darstellung — Dann] Statt dessen ursprl.: *Darstellung der Wirklichkeit und bei den unmittelbarsten Verknüpfungen derselben stehen bleiben und sich alles Weiterblickens und Aufsteigens zu allgemeinem Zusammenhange enthalten. Dann . . .*

20. denselben] ihren Gegenstand.

25. das Gepräge — Stimmung] Dies verleiht dem Ausdruck Charakter, schafft den individuellen Styl. Vgl. Z. 29. 30.

aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühls-  
 stimmung theilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus  
 dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offen-  
 228 bart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegen-  
 einanderstellung der Sätze die, der Gedankenentwicklung ent-  
 sprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in  
 der allgemeinen Erhebung durch ihren besondern Zweck geboten  
 5 wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläßt, so macht  
 er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier  
 einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet  
 sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedankens, das  
 Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt,  
 10 gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung,  
 und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schön-  
 heit der Dichtung nach.

Aus allem diesen ergibt sich, daß Poesie und Prosa durch  
 dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muß  
 15 ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen.  
 Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit muß sich mit  
 dem Gedanken nach der äußeren und inneren Welt hinbewegen,

28. *sittliche*] Dass der Eintritt des Charakters in die Darstellung *sittlich* sei, hat H. sonst nirgends gesagt. Bedenkt man aber, was bei H. Individualität und Charakter bedeutet, so muss jedes Hervortreten des Charakters, indem dadurch das Unendliche in die Erscheinung übergeführt wird, auch den Kern aller Sittlichkeit enthalten. Aeußerung des Charakters ist geradezu eine intelligibele Tat, im Kantischen Sinne.

30 ff.] Vgl. I. 107: *Je schärfer und reiner in ihm der Gedanke vorwaltet, desto weniger kann der Geist es ertragen, daß nicht auch die Form der Rede den Inhalt angemessen begleite . . . Der Rhythmus ist das eigentliche Leben der Prosa, und selbst vom Syllbenmaß ist sie nicht sowohl frei, als vielmehr eine Erweiterung des enge gefesselten poetischen. Der charakteristische Unterschied zwischen ihr und der Poesie liegt nur darin, dass sie durch ihre Form selbst erklärt, den Gedanken nur, dienend, begleiten zu wollen, da der poetische Vortrag auch des Scheines nicht entbehren kann, ihn zu beherrschen und gleichsam aus sich zu erzeugen.*

10.—12.] Da H. eine Harmonie zwischen der Form unsres Geistes und der der Realität voraussetzt, gewissermaßen eine Einheit von Denken und Sein, so kann die in und auch an dem Objecte erkannte Idee, der durch genaue Beobachtung und eindringende Reflexion gefundene Gedanke, auch wie eine reine Schöpfung des menschlichen Geistes dargestellt werden, eben so wohl wie die dichterische Idee. Dies, und nur dies, ist der wahre Kern der Hegel'schen Dialektik, der von Hegel selbst misverstanden ist. Vgl. Einl. zur Abh. über d. Gesch. S. 105, Z. 11. S. 110, 32—35.

13. *diesen*] A; *diesem* D.

und, indem er Einzelnes erfafst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden und können 20 eigentlich nie mit einander vermischet werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daß die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschließlich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist be- 25 kannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher 30 der natürliche Bund zwischen großen Dichtern und Componisten, 229 obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, läßt sich nie sagen, daß die Prosa aus 5 der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch (1) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, daß die Prosa aus einem, durch die ächtste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. 10 Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug 15 des Geistes, der das Bedürfnis der Prosa hervorbringt. Beider Ent-

(1) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Uebersicht des Ganges der Griechischen Litteratur in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.

28. oben] 209, 23—214, 8.

5—6. daß — hervorgeht.] Das hatte H. selbst früher, 1826, gesagt. I. 107, 29—31. 108, 8—17.

wicklung war vollkommen naturgemäfs aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äufsere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entwicklung verhindert werden können. Noch weniger läfst sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte, Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus, und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelheiten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läfst; der durch keine äufsere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwicklung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfnifs zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend

20. *Entwicklung*] A; *Entfaltung* B D.

3. *Ton*] ist ein in Hinsicht auf Dichtung noch bezeichnenderer Ausdruck als *Colorit* für Stimmung.

21. *selbst*] urspr. *sogar*.

und seine reinen Aeußerungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmucks, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äußere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daß dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiß wenigstens (und dies hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen) liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äußere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äußeren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluß haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch, jede für sich, eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemälsheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äußere Kunstform vor allem Uebrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer engen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem sie die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstanden. So kleidete sich die alte Ko-

20. engen] A; regen B D.

22. 23. sie — verstanden A; dieses Volk — verstand D.

mödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand.  
25 Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äußeren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterlichen, auf  
30 Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und  
5 Shakespeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfnis, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, daß auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden mußte, liefs für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaafse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein und gab auch ihr eine äußerlich kunstvollere Gestaltung. Die nationale Eigen-  
15 thümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der großen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Aeufserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung  
20 des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnafs, gänzlich zu verschwinden. Es ist indefs nicht zu läugnen, daß, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener großen  
25 Muster mit auf diesen Einzelheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlich-

keit des Griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefaßt werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntniß zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einflußreich auf die Sprache sein. Von der, sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. 223.) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschließlich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äußeren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe, und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntniß und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit

16. *Nothwendigkeit*] Vgl. 228, 10—12 Anm.

19/20. *Abwägung*] ?

30 des Verständnisses schädlichen und dem bloßen Zwecke der Dar-  
 234 stellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissen-  
 schaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bis-  
 her geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit  
 geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich,  
 5 anschließen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns überseh-  
 baren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristote-  
 les der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sin-  
 nes genannt werden. Obgleich das Streben darnach natürlich viel  
 früher entstand, und die Fortschritte allmählich waren, so schloß es  
 10 sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen.  
 Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm  
 hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der  
 Methodik seiner Untersuchungen, und der seiner unmittelbarsten  
 Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft.  
 15 Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben und strebte, sie  
 zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufge-  
 bauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit und bemühte sich, dem  
 seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im  
 Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Er-  
 20 kenntnisse, die sein riesenmäfsiger Geist umfaßte, in einen nach Be-  
 griffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich  
 tief strebenden und weit umfassenden, gleich streng auf Materie und  
 Form der Erkenntniß gerichteten Verfahren, in welchem die Er-  
 forschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung  
 25 alles verführerischen Scheins auszeichnete, mußte bei ihm eine  
 Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines  
 unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete.  
 Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwicklungs-  
 periode stellen, muß die Platonische Diction als den Gipfel einer  
 30 nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue  
 235 Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die

13. und der] A; und zwischen der D.

25. ausgezeichnete] A; ausgezeichnete D.

Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntniß. Man irrte gewiß sehr, wenn man Aristoteles mehr von Anmuth entblößte, schmucklose und unleugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen großen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen, auf uns gekommen wären, würden wir wahrscheinlich ein ganz anderes Urtheil über den Umfang seines Styles fällen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik, zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogene Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel großer Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden großartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist zündet, der allein in ihr zu großen Entdeckungen führen kann.

13. 14.] *so würde unser Urtheil über den Umfang seines Styles wahrscheinlich ganz verschieden ausfallen (sic!) D.*

26.] *Die ursprünglich: Auch die u. s. w. Man vermisst an Stelle des gestrichenen auch, das wegen vorzugsweise (Z. 27) fallen musste, eine andre Partikel.*

Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

5 Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten  
10 Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; und alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der, auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung  
15 und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewußt ist, seinem angeborenen Triebe gemäß, nach jener großen Ver-  
20 knüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken einer gebildeten Nation von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine großartige Prosa, oder zerfällt,  
25 wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeußerungen seiner geistigen  
30 Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit,  
237

10. und] A; fehlt in B D.

11. welcher] welchen?

21—25.] Mangel an Erhebung: *entsteht nie eine großartige Prosa*; Sinken des Geistes, Verflachung desselben: die Prosa *zerfällt*. Der letzte Adverbialsatz *wenn—verflacht* stört durch seine Stellung den proportionalen Bau der Periode.

22.] *eines gebildeten Volkes* D.

helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben zu erheben, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht: so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äußeren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fließen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne daß auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit großen und bedauerungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluß fremder Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationalen Geistes durch innere und äußere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mächtigen Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Größe und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergießen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne

4. zu erheben] A; aufzuschwingen D.

5 wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationale Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebendige Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller 10 Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurden und später, als besiegtm Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verbanden, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und 15 mit ihm das lebendige aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines großen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und 20 eines ideenreichen außerordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Frei- 25 heit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen mußte, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmähliches Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte 30 sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so daß zugleich ein großer Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben sich immer gleichen, aber durch

9. lebendige] A; lebhaft D.

11.] wurde D.

13.] verband D.

19—20. in — Mannes] später eingeschoben. Daraus erklärt sich die nun nicht angemessene Nennung des Aristoteles.

äußere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit läßt sich, unserer Kenntniß der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Ueberzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Ueberresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewunderungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadêsa.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie als die Griechische. Hierauf wirkte (bei den Römern)

12—17.] Vgl. I. 109: *Die attische Prosa dürfte wohl überhaupt allgemein für die am höchsten ausgebildete anerkannt werden. Es wirkten aber auch, um sie auf diesen Gipfel zu führen, drei mächtige Umstände zusammen: das Reden vor dem Volke und in den Gerichtshöfen, die ganz dialektische und selbst sophistische Geistesrichtung der Athenienser, und das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen. Zu diesen kam außerdem, und sich durch sie immer mehr veredelnd und verfeinernd, die Eigenthümlichkeit der attischen Mundart und der Reichthum und die Gewandtheit der ganzen Sprache.*

25. als wir ihr jetzt kennen] Diese Worte sind von H. selbst nachgetragen. D an ihr.

1. bei den Römern] nicht in A. Der Satz *Hierauf* — Originalität 1—3 hatte ursprünglich folgende Gestalt, indem er sich eng an das Vorangehende schloss: *was aus den*

mern) gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äußeren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andere Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemäße Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluß jener frühesten Gesänge, wahrnehmen. Die große, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschließenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbnis. Sie hat viel weniger eine bloß intellektuelle Farbe, und muß aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, die bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Ueberhaupt erscheinen fast in allen Vergleichen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen; und es ist kaum glaublich, daß ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa mußte um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfangen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstossenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso

*beiden Ursachen herkommt: aus dem Umstande, daß die Römer in der Griechischen Litteratur ein Muster vor sich hatten . . . dann aber aus ihrer . . . Originalität u. s. w. — I. 109: Die römische Prosa erfuhr bloß den Einfluß der öffentlichen Beredsamkeit, und auf eine weniger vielseitige Weise.*

11. Charakter] praktischen Charakter.

25. beide] die Prosa und die Sprache.

wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuern Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

### Poesie, Prosa und die Schrift.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, daß die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und daß beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als daß ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich überliefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch bloß natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine

1.] *und ebensowenig* (da sie in der Römischen Nationaleigentümlichkeit nicht gegeben war) *eine solche* (geschmeidige Prosa) *erzeugen*. Ursprünglich hieß es: *und* (eine geschmeidige Prosa) *hieraus* (aus solcher Ungeschmeidigkeit des Nationalcharakters) *sich nicht erzeugen*.

7.] Die Ueberschrift habe ich gesetzt.

größere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche  
 30 den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge  
 242 dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuß loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch großentheils über-  
 5 flüssig, der Ueberlieferung vermittelt des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läßt sich zwar, meiner Ueberzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Ge-  
 10 dächtniß anzuvertrauen. Es giebt gewiß bei den Völkern auch bloß nationale, durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des  
 15 Styls, welchen man es ansieht, daß sie gewiß nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloo auf den Tonga-Inseln zu  
 20 erinnern<sup>(1)</sup>. Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Märchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, daß auch, und ganz vorzüglich, die äußere Form dabei beachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen, allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Uebertragung in das Spanische  
 25 verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, daß sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hameln'schen Rattenfänger ganz ähnliches, erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise  
 243 verändert, Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer

<sup>(1)</sup> Mariner. Th. II. S. 377.

12. *sicher*] D; *gewiß* A.

15.] *denen* D.

22/23. *beachtet*] A; *beobachtet* D. H. hat in A *ob* gestrichen.

kleinen, dem Lande vorliegenden Insel <sup>(1)</sup> die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa 5 nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerich- 10 tete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stößt also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfnis darnach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und ver- 15 knüpfenden Verstandes eine, die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muß in allen Einzelheiten fest und sicher dastehen. Der 20 Zweck selbst ist möglichste Verewigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten; Lehre zu weiterer Entwicklung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet und befestigt auch erst das namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkun- 25 digungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der Geschichtschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stim- 244

<sup>(1)</sup> Izaro in der Bucht von Bermeo. [Hier stand ursprünglich noch: *Meine ungedruckte Reise durch Biscaya* S. 186. Dieses Ms. mag wohl verloren sein. Gestrichen ist dieses Citat von H. selbst].

21. *Verewigung*] A; *Vereinigung* B D,

24. *und befestigt*] fehlt in D,

mung zur Prosa muß daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

5 In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen (<sup>1</sup>), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeisterung ohne Ab-  
sicht und Bewußtsein der Kunst entströmende, und eine spätere  
10 kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich  
15 Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stößt dann auch, so lange sie ohne Bewußtsein absichtlicher Kunst fort dauert, die todte und kalte  
20 Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiß in den großen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Al-  
245 cibiades entwickelten gewiß mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alter-  
5 thum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften be-  
sessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von Andren, als ihren Verfassern, gehalten zu

(<sup>1</sup>) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. von Schlegel's Rāmāyana die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

17. oben] 141, 12—15.

5, A zugeschriebene.

werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, daß diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, 10 weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiß ebenso, wie jene Poesie, nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede 15 ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfangen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Großes und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und 20 Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Aehnliches mußte das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

14. *Hier aber*] Wenn das *aber* nicht etwa rein copulativ zu nehmen ist, so liegt darin die Erinnerung an die Litteratur-Geschichte, welche von jener natürlichen Beredsamkeit zu reden weniger Veranlassung hat.

21.] *vermöchte* A B D.

## §. 21.

### Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln.

#### A. Act des selbstthätigen Setzens in der Sprache.

##### Einleitung des Herausgebers.

Es ist schon bei der Betrachtung des Planes unseres Werkes und in den Einll. zu den §§. 19 und 20 bemerkt, dass die Stellung des §. 21 nicht die naturgemäße ist. Man merkt dies unmittelbar daran, dass zwischen dem §. 20 und unsrem Paragraphen gar keine Ueberleitung, keine Anknüpfung stattfindet. Mit dem Eingange des letzteren könnte ein besonderes Werk beginnen.

Wir sagten, in den eben angeführten Stellen, unser Paragraph knüpfe an den ersten Teil des §. 19 an. Man könnte dies bezweifeln wollen, indem